

HEYNE <



ALENA GRAEDON

# **Das letzte Wort**

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sabine Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
THE WORD EXCHANGE



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Super Snowbright* liefert  
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 02/2016  
Redaktion: Ralf Dürr  
Copyright © 2014 by Alena Graedon  
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-453-31558-7  
[www.diezukunft.de](http://www.diezukunft.de)

*Für meine Eltern, die nie verschwunden sind.*

»Ich bin noch nicht so in den Tiefen der Lexikografie versunken, als dass ich vergessen könnte, dass Wörter die Töchter der Erde sind und Dinge die Söhne des Himmels.«

Samuel Johnson,  
Vorwort zu *A Dictionary of the English Language*

»Wenn ich ein Wort verwende«, sagte Humpty Dumpty nun ziemlich gereizt, »dann bedeutet es genau das, was ich will – nicht mehr und nicht weniger.«

»Es ist nur die Frage«, sagte Alice, »ob Sie Wörter einfach so sehr Unterschiedliches bedeuten lassen können.«

»Es ist nur die Frage«, sagte Humpty Dumpty, »wer hier das Sagen hat – so sieht's aus.««

Lewis Carroll, *Alice hinter den Spiegeln*

»Als Kind wunderte ich mich immer, dass die Lettern in einem geschlossenen Buch nicht bei Nacht durcheinandergeraten und sich verirren.«

Jorge Luis Borges, *Das Aleph*

# Inhalt

## ERSTER TEIL: THESE

A: Alice	11
B: Bartleby	39
C: communication	73
D: dictionary	110
E: empanada	151
F: father	188
G: God	210
H: heuristic	212
I: I	235

## ZWEITER TEIL: ANTITHESE

J: jackknife	269
K: king	297
L: logomachy	329
M: meme	355
N: names as such	393
O: OE	432
P: pineapple	440
Q: queasiness	461
R: rock and roll	493

## DRITTER TEIL: SYNTHESE

S: silence	503
T: torture	504
U: unsayable	507
V: visitation	510
W: word	528
X: X	545
Y: you	559
Z: 0	562



**ERSTER TEIL:  
THESE  
NOVEMBER**



**A**lice: ein Mädchen, das von einem Spiegelbild verwandelt wird

An einem bitterkalten Freitag im letzten November verschwand mein Vater aus dem Wörterbuch. Nicht nur aus dem großen Glasgebäude am Broadway, in dem die Büros untergebracht sind. In dieser Nacht verschwand mein Vater, Douglas Samuel Johnson, Cheflektor des *North American Dictionary of the English Language*, des Nordamerikanischen Wörterbuchs der Englischen Sprache, wortwörtlich aus dem Artefakt, an dem er mitgearbeitet hatte.

Das war vor dem Tod des Wörterbuchs, bevor die Buchstaben von den Seiten flossen. Vor dem Virus. Bevor sich unsere Sprache auflöste wie schmelzender Schnee. Bevor ich beinahe alles verlor, was ich liebte.

Worte sind Flaschenzüge durch die Zeit, wie ich gelernt habe. Portale in fremde Gedanken. Was bleibt ohne Worte? Unverständliche Gebräuche. Seltsame Riten. Verschandelte Herzen. Ohne Worte sind wir Waisen der Geschichte – unsere Leben und Gedanken ausgelöscht.

Bevor mein Vater verschwand, vor den ersten Anzeichen von S0111, hatte ich wenig über mein Leben nachgedacht. Ich hatte die sich verändernde Welt, in der ich aufwuchs – nach und nach beraubt aller Bücher und Liebesbriefe, Fotografien und Karten, Lieferserviceflyer, Fahrpläne, Booklets

und Tagebücher –, akzeptiert. Wenn ich etwas vermissen sollte, waren das Dinge, bei denen ich gar nicht daran dachte, sie könnten mir fehlen. Wie konnten wir Worte vermissen? Wir ertranken in einem Meer aus Text und Nachrichten. Jede Minute traf klingelnd etwas Neues ein.

Mein ganzes Leben lang betrauerte mein Vater den Tod der Dankeskarten und der Schreibkunst. Der Zeitungen, Bibliotheken, Archive, Briefmarken. Irgendwann vermisste er sogar die Mobiltelefone, an die er sich so mühsam gewöhnt hatte. Und natürlich betrauerte er auch den Verlust der Wörterbücher, als diese nicht mehr gedruckt wurden. Ich konnte seine Nostalgie gegenüber diesen Dingen verstehen. Die Ästhetik einer alten Olivetti. Ein Brieföffner. Ein Federkiel. Doch ich nahm ihn nicht ernst, als er düster von ominösen »Konsequenzen« sprach und den Gefahren des Mems. Als er einen Vortrag hielt über »beschleunigte Veralterung« und »Ouroboros« und das Ende der Zivilisation vorhersagte. Jahrelang hörte keiner auf ihn, während er prophezeite, was schließlich eintrat – die Abschwächung von Erinnerungen, die Dominanz des Wort austauschs, später das Sprachvirus. Nicht die Regierung oder die Medien oder die Verlagswelt. Nicht meine Mutter, die dieser Klagen schon bald überdrüssig wurde. Nicht ich, selbst nachdem ich mit dreiundzwanzig angefangen hatte, für ihn zu arbeiten. Niemand machte sich Gedanken über die Einschränkungen, die der Fortschritt vielleicht mit sich bringen würde; wir ließen uns einfach immer weiter vorantreiben.

Nun – nicht alle ignorierten ihn. Später erfuhr ich, dass mein Vater Mitverschwörer hatte, die seine ungewöhnlichen Ansichten teilten. Doch erst nach dem Abend seines Verschwindens fand ich sie. Oder besser gesagt – sie fanden mich, irgendwie.

Mein Vater und ich waren zum Abendessen im *Fancy Diner* auf der 52<sup>nd</sup> Street verabredet, ein Kindheitsritual, das wir erst einen Monat zuvor wiederbelebt hatten – an dem Abend, an dem mein Freund Max aus meiner Wohnung ausgezogen war. Unsere vier gemeinsamen Jahre zerfielen zu Staub. Die Trennung hätte mich nicht so überraschen sollen, wir hatten schließlich beide schon früher daran gedacht, die Beziehung zu beenden. Doch gerade jetzt hatte ich geglaubt, dass wir uns etwas Festes und Starkes aufgebaut hatten. Und dann war Max auf einmal weg.

Als ich vollkommen erschüttert in das Büro meines Vaters stolperte, hatte er vorgeschlagen, früh Feierabend zu machen. Ich war seine Assistentin – sein »Amanuensis«, wie er immer sagte –, ein Job, der eigentlich nur vorübergehend sein sollte, als ich ihn vier Jahre zuvor kurz nach dem College angetreten hatte. Nur bis ich meine Mappe mit Bildern fertig hatte und mich um einen Platz an der Kunstakademie bewerben konnte. Doch dann gefiel mir mein Leben wirklich gut, in das ich mich hineinsinken ließ wie in eine Badewanne. Ich mochte es, Zeit für Filme zu haben, lange, handlungslose italienische; kurze, gewalttätige französische; Actionfilme, vor allem mit knallharten Heldinnen. Und natürlich meine Lieblingsfilme mit dem großartigen Buster Keaton, eine Faszination, die ich Dad zu verdanken hatte. Ich mochte es, auf dem Flohmarkt auf der 39<sup>th</sup> Street nach Pullovern zu suchen, nach Lederjacken und T-Shirts für Max. Ich mochte es, Freunde und Familie zu Lasagne und Soufflés einzuladen. Ich mochte es, die High Line und die Battery Wetlands mit meiner Mutter entlangzuspazieren und mit ihr manchmal ehrenamtlich in den Parks zu arbeiten.

Und um ehrlich zu sein – ich mochte meinen Job. Er war nicht besonders anstrengend, aber er machte Spaß: An-

merkungen der Autoren durchgehen und Änderungen in das Korpus aufnehmen, Zitate eingeben, Memos aufsetzen. Selbst Protokoll in Lektoratsrunden zu führen war gar nicht so übel. Sogar an Tagen, an denen ich mich langweilte, mochte ich die Routine, das Gefühl, hier eine Aufgabe zu haben, mit gebürstetem Haar und nicht mit Farbe oder Ton (oder Unsicherheit) bespritzt zu sein. Ich mochte meine Kollegen, von denen manche so seltsam waren wie ich. Am wichtigsten war mir aber die Zeit mit meinem Dad – den ich irgendwann wie alle anderen Doug nannte –, auch wenn er mich oft in den Wahnsinn trieb. In meiner Kindheit wurde er völlig von seiner Arbeit beansprucht, und ich hatte oft das Gefühl, dass er sich auf ausgedehnten Reisen befand, selbst wenn er jede Nacht daheim schlief. Ich vermisse ihn damals, ohne dass es mir immer bewusst war. Als Erwachsene so viel Zeit mit ihm zu verbringen, ihn in all seiner großzügigen, ausgelassenen, bestimmten Pracht kennenlernen zu dürfen, war ein großes Glück.

Die meisten Wochenenden verbrachte ich in meinem Atelier, malte, töpferte, fertigte meine »Installationen« an, wie Max sie nannte: winzige Dioramen, Kleider aus Alufolie oder Kevlar oder Blättern, animierte Projektionen von Max und mir, wie wir alltägliche Handlungen ausführten. »Im Jetzt leben« waren Max' Worte. Meine Mappe wollte nie richtig fertig werden, wofür mich Doug oft freundlich schimpfte. »Bist du nicht zu hart zu dir selbst? Du kannst weit mehr, als du dir zuzutrauen scheinst«, war sein üblicher Monolog. Doch ich hatte immer noch etwas zu tun, und der Abschluss konnte warten.

Max' Pläne – der MBA, die Praktika, Hermes Corp. – waren viel dringender, vor allem für ihn. »Wenn ich erst einmal ordentlich verdiene«, sagte er, »kannst du sein, was du

willst.« Er sagte das, um mich anzustacheln, weil er wusste, dass ich mein ganzes Leben lang widerwillig das Geld von anderen angenommen hatte. Hauptsächlich von meinen Großeltern. (Sie waren vermögend, ich nicht, und ich bin ihr einziges Enkelkind; dennoch versuchte ich, ihre Geschenke möglichst höflich abzulehnen.) Doch in Max' Worten lag mehr Wahrheit, als ich zugeben wollte. Außerdem ging ich davon aus, dass wir heiraten und Kinder bekommen würden. Als er mich verließ, musste ich mich damit auseinandersetzen – und vor allem mit mir selbst.

Doch an dem betreffenden Nachmittag – *Werde meine Sachen bis heute Abend holen*, lautete die Nachricht – war ich dafür noch nicht bereit, was Doug sofort merkte. (Die Tränen, die mir übers Gesicht strömten, als ich mich an seinem Schreibtisch abstützte, waren vielleicht auch ein Hinweis.) Da schlug er das *Fancy* vor. »Lass mich nur kurz in meinen Terminkalender schauen«, scherzte er und blätterte durch das leere Buch. Doug war auch Single. Er hatte eigentlich immer Zeit.

In den vier seither vergangenen Wochen – die Tagesangebote des *Fancy* hatten von Schmorbraten über Hackbraten und Seezunge zu Truthahn gewechselt, als Thanksgiving vor der Tür stand – hatten wir jeden Freitagabend in der vorderen Ecke des Diner gegessen, die wir besonders gern mochten, weil hier noch eine Bedienung herumging, Marla. Sie hatte orangefarbene Haare und war immer schlecht gelaunt. Brachte uns das Essen, als ob sie uns einen Gefallen erwiese. Doch selbst sie war hauptsächlich Fassade; wir bestellten das Essen über mein Mem, wie überall. Dennoch war es ein tröstliches Gefühl, sie in unserer Nähe zu wissen, während wir kauten.

Wir trafen uns stets um halb acht, ich kam von zu Hause,

Doug direkt vom Wörterbuch. Nie verspätete er sich auch nur um ein paar Minuten, meistens wartete er. Über einen Stapel Papier gebeugt, die Blicke der kleinen Kinder nicht wahrnehmend, die nicht an den beharrlichen öffentlichen Gebrauch von Stiften und Papier gewöhnt waren, redigierte er, bis ich ins Lokal stürzte, atemlos vor Kälte und der traurigen, allgegenwärtigen Auflösung, weil ich Max vermisste. »Erzähl mir alles«, sagte Doug, wenn ich neben ihn auf das klebrige Kunststoffpolster rutschte.

Doch an dem fraglichen Abend fand ich unsere Sitznische leer vor.

Zuerst machte ich mir keine Gedanken, ich erinnerte mich vage, dass Doug etwas von einem späten Meeting erzählt hatte. Ich versuchte, Tee zu ordern, doch mein Mem änderte die Bestellung zu Hot Toddy. Als Marla das beschlagene Glas unwirsch vor mir abstellte, sodass es überschwappte, entspannte ich mich und trank dankbar. Nach zwanzig Minuten beschleunigte sich jedoch mein Puls. Ich dachte, ich hätte das Datum verwechselt – dass an diesem Abend Dougs große Party stattfand und ich mich eigentlich gerade daheim umziehen sollte. Mein Vater hatte kürzlich eine Sechszwanzig-Jahre-Revision des Wörterbuchs beaufsichtigt – mit Abstand das größte Projekt seiner Karriere –, und in etwas über einer Woche sollte die vierzigbändige dritte Auflage erscheinen.\* Doch bevor meine Angst, mich zu verspä-

---

\* Die zweite Auflage, die in den frühen Neunzigern veröffentlicht wurde, war Dougs erstes großes Projekt gewesen: zwanzig Bände, 748 Pfund schwer. Die *New York Times* hatte geschwärmt: »Ein akademisches Delphi; der neue Dr. Johnson beweist, dass er nicht nur auf den Schultern von Riesen steht.« Doch die dritte Auflage hatte geradezu beispielloses Interesse erweckt, wahrscheinlich weil sie ursprünglich nur als Printausgabe veröffentlicht wurde, nicht als elektronisches Nachschlagewerk. Die Präsentation, die in der letzten



ten, voll in meinem Gehirn Fuß fassen konnte, klingelte mein Mem mit einer Erinnerung, dass die Party nächsten Freitag stattfinden würde. Erleichtert widmete ich mich wieder meinem Toddy, während die Worte auf dem Bildschirm verblassten.

Schließlich blieb ich eine halbe Stunde, gequält von Traurigkeit, Marlas ungekünstelter Neugier – »Er kommt heute nicht?«, waren, glaube ich, ihre exakten Worte; Worte, die mich unerklärlich trafen – und wachsendem Ärger. Ich rief ein halbes Dutzend Mal in Dougs Büro an. Dann beamte ich Marla die Rechnung, schon ein wenig angeheitert. Ich dachte daran, nach Hause zu gehen, doch stattdessen stapfte ich die paar Blocks nach Osten und Norden zum Wörterbuch, wobei ich mich gegen den schneidenden Wind stemmte.

Als ich um die Ecke auf den Broadway einbog, das Haar peitschte mir ins Gesicht, hätte ich schwören können, dass Max gerade in einer Gruppe Männer in schwarzen Anzügen von der Straße zurücktrat. Mein Herz schlug schneller. Ich wollte mich verstecken oder zurückgehen, doch er ging in die andere Richtung und schien mich nicht bemerkt zu haben.

In letzter Zeit hatte ich Max oft gesehen. Wie er einen Kaffee bestellte, auf den Zug wartete, seinen Arm um einen interessanten Menschen legte. Nur, dass er es nie war. Nur ein Phantom aus dem Rauch alter Erinnerungen. Der wirk-

---

verbleibenden Zweigstelle der New York Public Library stattfinden sollte, war zu einem wichtigen gesellschaftlichen Ereignis der Saison geworden, was mich, Doug, meine Mutter und so ziemlich jeden überraschte. Bis auf, angeblich, Chandra aus dem Marketing. (Diese Fußnoten sind Teil meiner linguistischen Rehabilitierung. Wenn ich diese Aufzeichnungen mit Fußnoten versehe, kann ich meine Stunden im Konversationslabor kürzen – Fußnoten sind wie eine Unterhaltung mit sich selbst. Außerdem können sie helfen, die Erinnerung zu verbessern.)

liche Max war gerade nach Red Hook gezogen, tief in die bewaldeten Bereiche von Brooklyn, in das Viertel namens Technokratie-Sektor. Als ich die Max-Version dieses Abends sah, entschied ich, dass ich mich geirrt hatte. Dann eilte ich weiter zum Wörterbuch.

Die Glastür zur Lobby fiel zurück, als ich dagegentaumelte, um sie zu öffnen, und schloss sich mit einem tiefen, geisterhaften Stöhnen, während ich zum Empfang ging. Rodney saß allein hinter dem Tresen. »Guten Abend, Miss J.«, sagte er und neigte höflich den grauhaarigen Kopf.

»Ist er immer noch oben?«, fragte ich und tupfte mir die Nase mit einem Handschuh ab.

»Ich habe ihn zumindest nicht herunterkommen sehen«, sagte Rodney und sah mich etwas seltsam an.

Das zwanzigste Stockwerk war dunkel und verlassen. Es war nach zwanzig Uhr an einem Freitagabend, und jeder, selbst der rangniederste, einsamste Etymologieassistent, war bereits vor Stunden gegangen. Jeder bis auf Doug. Ich ging den dunklen Korridor entlang zu seinem Büro, an meinem Schreibtisch vorbei, am Konferenzraum, der ein einziges Desaster war. Überall standen Stühle verstreut, der Tisch war mit benutzten Kaffeetassen übersät.

Licht drang unter Dougs Bürotür hervor, und ich öffnete sie, ohne zu klopfen. »Wo warst du denn?«, auf den Lippen, als ich das Zimmer betrat. Doch dann verstummte ich. Denn er war nicht hier.

Ich kann nicht sagen, welche atavistische Angst mich durchzuckte, doch plötzlich wollte ich die helle Oase des Büros meines Vaters nicht verlassen. Bleiben wollte ich aber auch nicht. Vor allem wollte ich nicht gehen. Also verschloss ich die Tür hinter mir und wählte die Nummer des Empfangs.

»Hm«, sagte Rodney. »Soll ich jemand schicken, der Sie abholt? Ich kann hier nicht weg, aber ich könnte Darryl aus dem zweiundzwanzigsten Stock bitten.«

Beinahe willigte ich ein, doch ich kam mir verrückt vor. Und Rodney klang seltsam – vielleicht verärgert. Dann bemerkte ich einen vertrauten Gegenstand auf Dougs Stuhl: seine braune Ledertasche. »Ist schon gut«, erklärte ich Rodney. Wohin Doug auch immer verschwunden war, dachte ich besänftigt, er würde bald zurückkommen. In der Zwischenzeit bot sich mir eine seltene Gelegenheit.

Ohne Doug in seinem Büro zu sein war extrem ungewöhnlich. Im Gegensatz zu seinem Apartment, das mehr als ein Jahr nach der Trennung von meiner Mutter immer noch irritierend karg war, war dieser Raum voller Gegenstände meines Vaters, die ich so an ihm liebte. Die Jackalope-Jagdlizenz, die ihm Tante Jean aus ihrem Heimatort – und Namensvetter meines Vaters – Douglas, Wyoming, geschickt hatte. Die Glasschatulle neben dem Telefon mit süßem und salzigem Lakritz. Neben der Schreibtischlampe die kleine Flasche gereifter Sherryessig mit Stöpsel, von der Doug behauptete, sie sei nur für Salat. Doch schon oft hatte ich ihn einen ordentlichen Schluck daraus nehmen sehen.

In der Nähe der Tür waren die pneumatischen Röhren für seine Rohrpost angebracht, die in einen Behälter mit der Aufschrift »Eingang« führten. Diese Bezeichnung kam mir immer überflüssig vor. Doch das konnte man wohl von dem ganzen System sagen. Als Doug 1974 mit siebenundzwanzig Jahren (mein Alter) beim Wörterbuch angefangen hatte, hatte er sich quasi als Erstes für die Installation der Rohrpost eingesetzt, um einen schnellen, sicheren Transport von »sensiblen Daten« (das heißt, Neologismen, umstrittenen Vorausdatierungen, besonders heiklen Etymologien usw.) zu

gewährleisten. Manchmal aber auch von einem Glückskeks, einem Comicbuch, einem Schokoladenei. Das Wörterbuch hatte damals zwei Stockwerke belegt, und Doug hatte argumentiert, dass die Röhren die Effizienz steigern würden. Er ignorierte den Einwand, sie könnten anachronistisch, teuer und unpraktisch sein. Verwarf das »Gerücht«, dass Computer schon bald das elektronische Vermischen von Informationen ermöglichen würden. Gegen alle Wahrscheinlichkeit stimmten sowohl Vorstand als auch die für das Gebäude Verantwortlichen zu. Doug konnte extrem überzeugend sein. (Auch wenn meine Mutter hier anderer Meinung sein könnte.)

Es war nicht leicht; das Wörterbuch teilte sich das Gebäude mit anderen Firmen – damals hauptsächlich Verlage. Als gemeinnützige Organisation, die von der Regierung und anderweitigen Zuschüssen finanziert wurde, war das *NADEL* einigermaßen für sich. (Es bekam auch ein wenig Mietnachlass; die Vorstände mochten den prestigeträchtigen Namen im Mieterverzeichnis.) Doch nach dem Erfolg der Rohrpost beim Wörterbuch wurde diese bald im ganzen Gebäude installiert. Zu Beginn benutzte sie fast jeder; auf jedem Stockwerk sowie auch in einigen Büros wie in Dougs gab es direkte Posteingänge. Ein Angestellter in der Verteilerstelle im Keller schickte Dokumente hin und her, und es war ein Segen, Verträge, Memos und Anmerkungen so schnell zu bekommen. Als die Computer einige Zeit später tatsächlich allgegenwärtig geworden waren, wurde das Wörterbuch auf ein Stockwerk »rationalisiert«. Der Rohrpostbetreuer teilte seine Arbeitszeit zwischen der Verteilerstelle und der (auch überflüssig werdenden) Poststelle auf. Beinahe über Nacht wurde die Rohrpost nicht mehr benutzt.

All das war mir vertraut. Doch bis zu diesem Abend im Büro meines Vaters hatte ich nicht gewusst, dass unseres

nicht das einzige Gebäude in der Stadt mit diesem Rohrpost-System war; mindestens zwei andere Gebäude verfügten auch darüber – und hatten es vor allem erst kürzlich installiert.

Ich schlängelte mich an Dougs Posteingang vorbei, wobei ich den Blick über seine Bücher schweifen ließ. Er war einer der wenigen Menschen, die ich kannte, die immer noch auf altmodische Weise in einem Buch lasen, anstatt elektronische Texte auf einem Mem oder einem anderen Smartscreen zu streamen. Selbst die Mitarbeiter des Wörterbuchs lasen kaum mehr analog. Bis auf Bart, sollte ich dazu sagen. Bart war der Protégé meines Vaters. (Worum ich ihn immer ein wenig beneidet hatte.) Er war der Leiter der Etymologie – die »Abteilung der toten Buchstaben«, wie Doug immer sagte – und stellvertretender Herausgeber des Wörterbuchs. Bart hatte auch viele Bücher. Er und Doug waren nicht vollkommen allein damit. Es gab noch andere Verweigerer. Und Sammler natürlich, die alle Arten von antiquarischen *objets* horteten.

Auf einem von Dougs Regalen, vor einer Samuel-Johnson-Biografie,\* stand eine halb leere Flasche Bay-Rum-Aftershave, Dougs Lieblingsaftershave, für das er alle paar Jahre in die Karibik nach Dominica reisen musste, wo es hergestellt wurde. Der Anblick versetzte mir an diesem Abend einen Stich. Es erinnerte mich an die Reise, die Max und ich

---

\* Dieser andere Dr. Johnson hatte das erste umfassende Englisch-Wörterbuch im achtzehnten Jahrhundert zusammengestellt. Er und Doug teilten eine Menge: Neugier, Zweifel, Rundlichkeit, ein gebrochenes Herz und eine Begabung für Lexikografie. Doug sagte oft, dass der Name sein Schicksal war. Und er hatte es sich ehrlich erworben: Gram und PopPop Johnson hatten erst von Dougs gleichnamigem literarischem Vorfahren erfahren, als er seine Bachelorarbeit zu schreiben begann.

einmal dorthin unternommen hatten, kurz nachdem wir ein Paar geworden waren. Diese Flasche war wahrscheinlich ein Artefakt: Wir hatten Doug eine Kiste mitgebracht. »Eine Gabe für meinen zukünftigen Schwiegervater«, hatte Max damals gesagt.

Wir hatten Doug auch Ananas mitgebracht, die er besonders liebte. Es gab einige Ananasradierungen in seinem Büro – ich konnte zwei von meinem Standort aus sehen – und eine große Bronzeananas als Buchstütze. Außerdem hatte er einen kleinen Vorrat an Krawatten mit Ananasmuster sowie einige Hemden und Socken. Eine kleine Schale mit alten, länglichen Schokoladentäfelchen in gelbem und grünem Einwickelpapier. Unter Speziallampen standen acht eingetopfte Ananas, die an diesem Abend etwas trocken waren. Ich würde es Doug sagen, Wenn er je auftauchen sollte.

Allmählich wurde ich unruhig. Ich überprüfte mein Mem. Nahm mir ein Stück Lakritz aus Dougs Glas, gefolgt von einem Stück Schokolade in Ananasfolie, von denen ich noch einige für später in meiner Manteltasche verschwinden ließ, zusammen mit einem von Dougs Stiften, auf den ich es abgesehen hatte. Und für etwa zwei Minuten versuchte ich, ein Buch zu lesen, bis mein Verstand vor Langeweile schier zusammenbrach.

Außerdem fühlte ich mich zunehmend unwohler, als ob ein unsichtbares Haar meine Wange kitzeln würde. Um das Gefühl abzuschütteln, holte ich Wasser für die Ananaspflanzen meines Vaters und beruhigte mich mit dem intensiven, nussigen Geruch nach feuchter Erde. Dann fühlte ich einen köstlichen Schauer der Erregung, weil ich im Begriff war, eine Grenze zu übertreten.

Solange ich denken konnte, war ich neugierig gewesen, was Doug in seinem Schreibtisch aufbewahrte. Während ich

auf das Geräusch seiner Schritte horchte, setzte ich mich und zog probenhalber an den Schubladen. Die meisten waren voller Kleinkram: einzelne Blätter, zerknüllte Notizen, abgebrochene Bleistifte. Doch dann ließ sich die oberste linke Schublade erst nach einigen Anstrengungen und mit einem Knacken herausziehen – ein Stift hatte sich an der Hinterseite verkeilt und war entzweigebrochen.

Wenn ich sagte, ich war überrascht von dem, was Doug versteckt hatte, wäre das nur die halbe Wahrheit. Vor allem enttäuschte es mich. Es war ein unordentlicher (und mit frischer Tinte verschmierter) Haufen – wahrscheinlich die weltweit größte private Sammlung – an Fotografien\* von Vera Doran. Meiner Mutter. Douglas Johnsons zukünftiger Exfrau. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich sie mit Tinte bespritzt hatte. Doch ich verspürte auch ein winziges Aufbäumen von Genugtuung. Max hätte gesagt, es gibt keine Zufälle. Sie war meine Mutter, und ich liebte sie, doch manchmal wünschte ich, Doug könnte sich von ihr befreien. Ihn leiden zu sehen war eine Qual.

Durch eine neue dunkle Linse auf unser Familienleben zurückzublicken war nicht leicht für mich gewesen. War meine Mutter wirklich so unglücklich gewesen? Es hatte nicht den Anschein gehabt. Meine Eltern waren nie eines dieser trostlosen Paare gewesen wie die Eltern einiger meiner Freunde. Sie umarmten und berührten sich und sagten »Ich liebe dich« zueinander und zu mir, und alles wirkte so wahr und echt, dass die Worte eigentlich überflüssig waren. Doug trug Vera *Don Giovanni* vor, während sie in der Küche

---

\* Auch hier hatte Doug den Sprung ins digitale Zeitalter nicht geschafft. Als ich ein Kind war, etwa 2002, entwickelten wir zusammen Bilder in einem der letzten Labors der Stadt, unten in Chelsea.

lachend ein Huhn zubereitete und versuchte, ihren Wein nicht zu verschütten. Er schrieb ihr liebevolle Nachrichten und kritzelte lustige Zeichnungen auf Einkaufslisten und Kassenzettel. Vera tanzte Mambo für mich und Doug im Wohnzimmer oder tat so, als ob der Flur ein Laufsteg wäre. Zugegeben, wenn sie stritten, dann voller Leidenschaft – manchmal flogen auch Gegenstände durch die Luft –, aber ich hatte das immer für ein gutes Zeichen gehalten. Und vielleicht war es das auch. Im Laufe der letzten Jahre hatten die Streitereien langsam aufgehört.

Abgesehen davon konnte man nicht leugnen, dass Dougs Fotos von Vera hinreißend waren. Da war Vera Doran als Blanche DuBois in der rein weiblich besetzten Highschool-Aufführung von *Endstation Sehnsucht*. Vera in wunderschönen Schlaghosen, mit wallenden Haaren und in riesigen orangefarbenen Plateausandalen, wie sie in der Nähe einer Bühne entspannt dasaß (Woodstock) und mit einem Mann mit zottigen Haaren scherzte (Creedence Clearwater Revival), der dort auftreten würde. Vera in nichts außer Bodypaint-Jeans, die von THE JORDACHE LOOK in Blockbuchstaben eingerahmt wurden, in einer Version einer Werbeanzeige, etwa aus dem Jahr 1978, als sie und mein Vater gerade ein paar Jahre verheiratet waren und sie noch modelte, um das Familieneinkommen aufzubessern. Vera an ihrem sechsten Geburtstag, eine Prinzessinnenfantasie bei den Dorans auf der East 68<sup>th</sup> Street, wie sie ein Diadem mit echten Diamanten trug. Und mein Lieblingsbild – das jetzt leider mit schwarzen Spritzern verunstaltet war –, ihr Hochzeitsfoto: Vera mit einundzwanzig, die gerade ihren Abschluss am Bryn-Mawr-College gemacht hatte, ihr Haar ein wilder goldblonder Vorhang, in einem silberfarbenen Lamé-Minikleid. (Bei diesem Anblick erklärte Mrs. Doran der



Braut, dass sie von Glück sagen konnte, etwas Silbernes bei der Zeremonie dabeizuhaben, da sie ganz sicher keines erben würde.) Auf dem Bild wurde sie gerade mit einem glänzenden Stück Ananaskuchen gefüttert, von ihrem Bräutigam, einem rötlichen, zufrieden wirkenden Mann, der doppelt so groß war wie sie, haarig\*, lächelnd, mit dicken Brillengläsern und einer breiten Krawatte mit Ananasmuster.

Lange hielt ich das Bild in der Hand und versuchte, es sauber zu tupfen. Vera wirkt schelmisch und gelöst, während Doug ihr Kuchen in den perfekten, großen lachenden Mund mit den vollen Lippen schaufelt. Sie lehnt sich zur Seite, betrachtet etwas außerhalb des Bildes. Er dagegen hat nur Augen für sie und nicht für die anderen Zeugen am Tatort – einer Gartenhochzeit im Jahr 1975 auf dem Anwesen der Dorans in East Hampton.

Eine »Welle der Traurigkeit« überfiel mich, wie mein Vater es formuliert hätte. Die Bilder bereiteten mir Übelkeit. Sie schienen der Beweis zu sein, dass Hingabe verblasst. Dass jeder, den man liebt, irgendwann irgendwie verschwindet.

Es gab noch einige andere Bilder, auf denen Doug zu sehen war – die alle später von der Polizei konfisziert werden würden. Eines von ihm als Teenager mit Tante Jean, die beide mit einer großen braunen Forelle am North Platte River posierten. Ein weiteres von Doug, wie er in Harvard die Rede bei der Verleihung seines Ph.D. hielt, nachdem er auch schon die Rede zur Verleihung des Bachelortitels gehalten hatte, »Johnson & Johnson: eine Liebesgeschichte mit dem

---

\* Sein Spitzname in Oxford, wo er seinen Master gemacht hatte, war Ursie, weil er einem Bär so ähnlich sah. Lockiges rotblondes Haar bedeckte beinahe seinen ganzen Körper, Finger, Zehen, Brust, Haare, Ohren. Dieser Überfluss hatte mich bei Strandbesuchen in der Kindheit oft erschreckt.

*Dictionary of the English Language*«. Doug, wie er in Oxford den Fluss Isis entlangstakte. Und eines von ihm und mir, als ich zwölf Jahre alt war, wie wir vor der Alice-im-Wunderland-Statue im Central Park posierten. Ich trug auf seinen Wunsch hin das Kostüm, das ich in der Schulaufführung des Kinderbuchs getragen hatte.

Es lag noch etwas anderes in der Schublade, tief unter unserer Familiengeschichte verborgen: Dougs Aleph. Falls ich in meinen bisherigen Ausführungen den Eindruck erweckt haben sollte, Doug habe kein Mem, dann war das nicht ganz korrekt. Er benutzte kein Mem. (Er hasste, dass ich eines hatte, doch den Kampf haben wir schon vor Langem ausgefochten. Er hatte mich dazu gebracht, auf den optionalen Mikrochip zu verzichten, der mich auch etwas nervös gemacht hatte. Doch ich war neugierig, was das neue Mem alles können würde – es sollte bald herauskommen –, und ich überlegte, mir eines anzuschaffen, wenn ich upgradete.) Doug besaß also ein Aleph, was ich vollkommen vergessen hatte. Es war das erste Mem-Modell, das Synchronic Inc. herausgebracht hatte. Man hatte es nur an einige wichtige Verlagsleute ausgegeben.

Synchronic hatte sich meines Wissens für den Namen Aleph entschieden, weil es für die Nummer eins und den ersten Buchstaben des hebräischen Alphabets stand. Doch der Name kam nicht gut an – keiner konnte ihn aussprechen –, und das Gerät war voller Bugs. Die Software war eine sehr frühe Version der Sixth-Sense-Technologie, und seine Crown – das Gestell, das man sich auf den Kopf setzte und das damals noch Diadem genannt wurde – hatte fast keine Sensoren; sie konnte nur sehr einfache Stimmungen messen. Selbst nach wochenlangem Training zum Erlernen von Vorlieben konnte die intelligente Sechster-Sinn-Techno-

logie nur in weniger als zehn Prozent aller Fälle bestimmen, was man wollte. »Das Ding ist nicht sehr intelligent«, hatte Doug gesagt, »aber es hat eine gute Persönlichkeit.«

Nein, das hatte es auch nicht. Viele Nutzer beschwerten sich, dass sich während eines Ping-Matches eine chinesische Wetterseite öffnete oder dass man auf russische Spielseiten weitergeleitet wurde, wenn man versuchte, Live-Poker anzuschauen. Als Software und Hardware etwa ein Jahr später überarbeitet worden waren, wurde das Gerät aggressiv unter dem neuen Namen »Mem« auf den Markt gebracht, und Synchronic gewährte denjenigen hohe Rabatte, die ihr Gerät eintauschen wollten. Daher gab es nur noch sehr wenige Alephs in der Bevölkerung. Dougs Aleph war eines dieser letzten Exemplare. Doch die Bedeutung dieses Fundes erschloss sich mir zuerst nicht.

Das Aleph war fast so groß wie ein Buch, mit unelegant erhobenen Knöpfen und Tasten. Ich schaltete es ein, erriet das Passwort beim dritten Versuch – einer von Dougs vielen Kosenamen für meine Mutter –, und während ich wartete, bis es hochfuhr, ging ich hinüber zu Dougs Fenster. Unschlüssig fragte ich mich, wo er wohl war.

Das Geräusch der rot und weiß unter mir blinkenden Straßen wurde vollkommen von den neunzehn dazwischenliegenden Stockwerken geschluckt. Manchmal schwankte unser Gebäude bei starkem Wind wie auf See. Mein Spiegelbild zeichnete sich auf der Fensterscheibe ab wie ein Silbergelatinedruck. Die Scheibe wurde zu einer Parallaxe. Wer auch immer hineinblickte, wurde zu einem Standbild. Für mich wurde es zu einem Spiegel, mein Gesicht schwebte über den düsteren Schatten im Freien. Vielleicht war es auch meine Entfernung zum Boden. Das Gefühl, das einem die Höhe vermittelte – dass das menschliche Leben eine Illusion

war. Doch für einen Moment meinte ich, weit, weit nach unten zu stürzen. Als ob das Mädchen, das auf der Innenseite der Scheibe reflektiert wurde, mit dem verschmolz, das beobachtet wurde.

Das Gefühl verschwand schnell, ließ mich jedoch mit einer dünnen Schweißschicht bedeckt zurück. Schauernd entfernte ich mich vom Fenster. Das Blut rauschte in meinen Ohren wie eine Art nautisches Orchester, und ich dachte, ich hätte irgendwo eine Tür schlagen hören. Mein Herz machte einen Sprung. Ich horchte auf Geräusche im Flur und wäre am liebsten weggerannt. Doch ich blieb, wo ich war, sah noch einmal auf Dougs Tasche. Redete mir ein, dass er gleich zurückkommen würde.

Dann geschahen vier Dinge nahezu gleichzeitig.

Zuerst hörte ich ein vertrautes Geräusch: das leise Surren und Ploppen eines Metallzylinders, der durch die pneumatische Röhre transportiert wurde, und das melodische Klirren, als er gegen einen anderen im Eingangskorb stieß. Aus reiner Gewohnheit nahm ich beide Zylinder heraus und öffnete sie. Die Nachrichten sahen normal aus, bis ich sie las. Die eine war mit einer Schreibmaschine\* geschrieben. Es war ein Wörterbucheintrag. Ich erinnere mich noch an den exakten Wortlaut: »diachronisch: eine Methode, eine Sprache zu betrachten, die im Aussterben begriffen ist«. Das ergab keinen Sinn für mich. Es schien nicht einmal grammatikalisch korrekt zu sein. Starb die Methode aus oder die Sprache? Auch war die Nachricht nicht unterzeichnet. Am

---

\* Ich war erst vor Kurzem mit den forschen, launischen Buchstaben vertraut gemacht worden; wenige Wochen vor seinem Verschwinden hatte Doug eine alte Olivetti entstaubt. Ich probierte sie später aus, um zu sehen, ob die Schriftart dieselbe war wie auf der rätselhaften Nachricht. Dem war nicht so.

seltamsten war jedoch, dass sie mit einem schmutzigen Fingerabdruck versehen war.

In der Hoffnung, dass mir die andere Nachricht mehr Klarheit verschaffen würde, entrollte ich sie ebenfalls. Sie lautete: »Habe dein SOS empfangen. Stehe bereit.« Sie war mit der Hand geschrieben und mit einer Blindprägung versehen, *Phineas Thwaite, Ph.D.* Der Name eines freien Mitarbeiters des Wörterbuchs. Verblüfft wollte ich beide Nachrichten auf Dougs Schreibtisch legen und hob das Aleph an, um Platz zu schaffen. Dabei sah ich, dass es endlich geladen und hochgefahren war. Seltsamerweise war es auf einer Seite des Wörterbuchs geöffnet – unter dem Buchstaben J, auf der Dougs Eintrag stand.\* So sehr er manchmal mit sich selbst beschäftigt sein konnte, wunderte es mich, dass er die elektronische Fassung an dieser Stelle offen gelassen hatte.

Obwohl es mich noch mehr überraschte, dass er das Aleph überhaupt benutzt hatte – ich dachte, er hätte es seit Jahren nicht mehr in die Hand genommen. Nachdem sein letzter Assistent Sam es zuversichtlich für ihn eingerichtet hatte, hatte er es nach eigener Aussage nur wenige Monate ausprobiert. Dann fiel mir jedoch auf, dass ich es wahrscheinlich

---

\* Nicht alle Wörterbücher enthielten biografische Einträge – wie zum Beispiel das *OED* –, und Doug hätte es auch vorgezogen, sie nicht in das *NADEL* aufzunehmen. Doch er hatte sich sowohl dem Trend in der nordamerikanischen lexikografischen Gemeinde als auch dem Druck des Vorstands gebeugt und Einträge zu einigen bemerkenswerten Persönlichkeiten in der zweiten Auflage zugestimmt. Seinen eigenen Eintrag hatte er allerdings abgelehnt – seiner Meinung nach war er nicht einmal ansatzweise wichtig genug – und erwo eine Berichtigung, als er den »Fehler« in den Druckfahnen sah. »Wir definieren Wörter«, hatte er wütend in einem Memo an die Mitarbeiter geschrieben. »Wir sollten ihnen die Definition von Menschen überlassen.« Etwas versöhnlicher hatte er noch geschrieben: »Ich mag es, versteckt zu arbeiten (mit euch allen).«

gar nicht hätte einschalten können, wenn der Akku nicht wenigstens ein bisschen geladen gewesen wäre. Ich fragte mich, warum Doug sich die Mühe gemacht und den ihn betreffenden Eintrag gelesen hatte. Ich wollte ihn damit aufziehen, wenn er auftauchte, und den Bildschirm scannen, weil ich später daraus zitieren wollte. Doch der Eintrag war nicht da.

Ich klickte durch die Seiten. Scannte wieder. Doch der Eintrag zwischen Andrew Johnson und Earvin (Magic) Johnson fehlte. Kein Douglas Johnson. Kein breit grinsendes Miniaturfoto meines Vaters. Keine kurz gehaltenen biografischen Angaben. Er war verschwunden.

Während mich das unbehagliche Gefühl einer Vorahnung überkam, öffnete ich seine Tasche, die bis auf ein schickes braunes Hemd leer war. Keine Stifte, keine Papiere. Keine Bücher, kein Portemonnaie. Mir kam der ungebetene Gedanke, dass die Tasche eine Attrappe sein könnte. Er käme nicht zurück.

Das Zimmer begann um mich herum zu schrumpfen, und die roten Lichter der winzigen Autos auf der Straße unter mir schienen plötzlich im Gleichklang mit dem roten Licht von Dougs Telefon auf dem Schreibtisch zu blinken.

Das im selben Moment zu läuten begann.

Verängstigt blickte ich auf die Anruferanzeige; vielleicht war es Doug, der mit einer Erklärung anrief. Ein Name war dort zu lesen, ohne Foto: Phineas Thwaite. Bevor ich abheben konnte, erstarb das Klingeln. Auf dem Bildschirm blinkte eine 15, die Anzahl der verpassten Anrufe. Außerdem stand da etwas, das mir bei meiner Entscheidung half – wenn ein Impuls eine Entscheidung sein kann – zu fliehen.

Alle Bürotelefone hatten Kurzwahltaasten zwischen den Chefs und ihren Assistenten. An diesem Abend wirkte das

Display von Dougs Telefon seltsam auf mich. Als ich es näher betrachtete, sah ich, was sich verändert hatte. Darauf stand: »Durchwahl Alice.« Da wusste ich, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Denn ich heiÙe nicht Alice. Alice ist eine Fiktion. Der wiederzubegegnen ich nicht im Traum vermutet hätte.

Kurz vor seinem Verschwinden hatte er sich merkwürdig verhalten. Doch meine Antennen waren nur auf meinen eigenen Kummer gerichtet und hatten daher die Signale nicht aufgefangen. In der Rückschau wusste ich, dass er noch verschwiegener als sonst war, angespannter und zurückgezogen. Einige Tage lang wollte er sich zum Beispiel nur in der U-Bahn unterhalten, was uns vor einige logistische Probleme stellte.

An einem Abend in der Woche davor, während wir auf den Zug der Linie 1 nach Downtown warteten, erklärte er mir auf einmal flüsternd, dass er kürzlich eine Flut von merkwürdigen E-Mails erhalten hatte, von verschiedenen Absendern, mit verschiedenen Betreffs, doch alle bestanden aus einer unverständlichen Aneinanderreihung von Worten.

»Oh, Doug«, sagte ich. »Die darfst du nicht öffnen. Enthielten sie Werbung?«

»Was für Werbung?«, fragte er mit schuldbewusstem Blick.

»Du weißt schon, für ... Vergrößerungen. Oder Schmerztabletten.«

»Nein«, antwortete er verunsichert. »Nichts in der Art. Aber ich frage mich, warum mir das niemand gesagt hat. Ich konnte nicht länger an meinem Computer arbeiten, er hat plötzlich verrückt gespielt.«

»Dad«, mahnte ich. »Du darfst solche Mails auf keinen Fall öffnen. Das sind Fakes.«

»Du hast sie also auch bekommen?«, erkundigte er sich besorgt.

»Natürlich, die gibt es seit Jahren. Sie dürften so alt wie ich sein.«

»Oh«, sagte er kopfschüttelnd. »Jetzt verstehe ich. Nein, die meine ich nicht.«

»Nein?«, fragte ich nach, nicht überzeugt.

»Nein.« Dann wechselte er das Thema. »Doch nicht nur das macht mir Sorgen.« Dann fuhr der Zug in die Station ein. Als wir einstiegen, sprach er noch leiser, ich konnte ihn kaum verstehen. »Vorhin habe ich unsere Vormerker überprüft, die kaum zu glauben waren. Irgendwann vor Mittag waren wir bei 213 auf der Verkaufsliste von Synchronic. Die zweite Auflage auch – auf 448.«

»Dad!«, sagte ich und klopfte ihm auf die Schulter. »Das ist unglaublich! Glückwunsch!«

»Nein, das ist es nicht«, zischte er und sah sich misstrauisch nach unseren Mitreisenden um, von denen sich die meisten nicht für uns interessierten. »Es ist tatsächlich hochgradig verdächtig«, sagte er etwas freundlicher.

»Doug.« Ich versuchte, nicht ärgerlich zu klingen. »Kannst du dich nicht einfach freuen? Das sind gute Neuigkeiten. Wir sollten feiern.«

Wieder blickte er sich angespannt um. »Wenn das doch nur wahr wäre«, meinte er.

Ich wartete, dass er noch etwas hinzufügte, doch als wir an der 50<sup>th</sup> Street ankamen – meine Haltestelle, wenn ich nach Hause gegangen wäre und nicht mit meinem Vater zu einer Veranstaltung –, nickte er nachdrücklich Richtung Bahnsteig. Doch ich sah dort nur das übliche Feierabendgedränge. Doug reckte den Kopf zum zerkratzten Fenster und flüsterte: »*Fliesen.*«



»Dad, wovon sprichst du?«, fragte ich normal laut. Vera und ich hatten schon früh gelernt, dass man Dougs Verschrobenheiten am besten einfach ignorierte.

Der Zug fuhr langsam an, und Doug murmelte: »Das Mosaik – schau!« Ich blickte nach draußen auf das Muster, das ich schon so oft gesehen hatte, dass es mir nicht mehr auffiel.\* Blau, schwarz, rot und weiß lackierte Splitter formten die Herzkönigin, wie sie auf das weiße Kaninchen einbrüllt, dessen Zylinder ängstlich in der Luft schwebt.

»Okay«, sagte ich und spielte am Reißverschluss meiner Jacke. »Und?«

Doug wartete, bis wir wieder in den Tunnel gerumpelt waren. »Hast du es bemerkt?«, flüsterte er.

»Bemerk? Nein, was denn?«

Er rutschte so nahe zu mir, dass ich den pharmazeutischen Geruch nach Lakritz in seinem Atem riechen konnte. »Alice«, sagte er. »Im Wunderland?«

»Doug«, erwiderte ich, »spuck's bitte einfach aus.«

»Alice«, beharrte er. »Wenn mir etwas zustoßen sollte – was nicht geschehen wird –, doch wenn, dann möchte ich, dass wir den Namen Alice zur Kommunikation verwenden.«

»Äh ... wie bitte?«

»Verstanden?«

»Jawohl, Sir, alles klar.«

»Das hier ist ernst«, sagte Doug ungeduldig.

»Okay. Und wie soll ich dich nennen?«, neckte ich ihn, auch wenn ich etwas beunruhigt war. Ich fragte mich, ob ich mir Sorgen machen sollte – ob Doug in eine manische Phase

---

\* Das Bild war für mich zu einem Vorbote von zu Hause geworden: die zwei kurzen Blöcke von der U-Bahn zu unserem Apartment, und Max, der mir beim Heimkommen einen Kosenamen zurief, den ich hier auslasse.

hineingerutscht war, während ich um meine zerbrochene Beziehung trauerte. Wenn er unter Stress stand, litt er manchmal unter Stimmungsschwankungen. Hektische Aktivität, Paranoia.

Er wirkte etwas überrascht, als hätte er so weit noch nicht gedacht. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Hab bitte etwas Nachsicht.«

Ich nickte abwesend, versuchte meine vage Angst nicht zu zeigen. Dann geschah etwas anderes. Etwas, das die Weichen des Schicksals stellte. Auch wenn zu diesem Zeitpunkt mein Messgerät, das unseren Austausch mitverfolgte, kaum irgendwelche Abweichungen von der Norm feststellte.

Doug, der wahrscheinlich meine Besorgnis spürte, wechselte das Thema und machte eine lockere Bemerkung über die Gesprächsrunde, zu der wir gerade fuhren. Ich weiß nicht mehr, wie sie lautete. Ich wünschte, ich wüsste es noch. Dass sie so schnell aus meinem Gedächtnis verschwand wie ein Text, der auf einem Bildschirm verblasst, ist einer der Hauptgründe für meine Aufzeichnungen.

Wie auch immer die Bemerkung lautete, tief in ihr war ein Wort versteckt, das ich nicht recht zuordnen konnte – ein kleiner Bedeutungsbereich, der irgendwann brüchig geworden war. Und in dem kurzen Moment der Verwirrung machte ich einen dummen, leichtsinnigen Fehler: Ich holte mein Mem aus der Jackentasche und sah kurz auf das Display. (Ich wusste, dass das Mem, da es meine mnemonische Panne gespürt hatte, mich beim Wort austausch angemeldet haben würde, um das vergessene Wort wiederherzustellen und es mit einer kurzen, diskreten Definition auf dem Display anzuzeigen, um schnell wieder zu verblässen.)

Ich dachte sicherlich, ich verhielt mich unauffällig; ich wusste, wenn Doug mich dabei sah, würde er eine schreck-

liche Schimpftirade loslassen. Doch ich hatte mich so an diese Technik gewöhnt – die ich immer öfter benutzte, ohne dass es mir richtig bewusst war –, dass ich es wahrscheinlich in Wahrheit ganz offen getan hatte.

Als ich wieder aufblickte, hatte Doug das Gesicht verzogen. »Nicht du auch noch«, sagte er leise und zutiefst erschrocken. »Der Wort austausch?«

Meine Wangen brannten vor Scham, dass er mein »Geheimnis« herausgefunden hatte. »Ja, Dad«, sagte ich brüsk und wandte den Blick ab. »Und? Wie die meisten Menschen – nicht du, natürlich – vergesse ich manchmal die Bedeutung von unbekannten Wörtern, und dann schaue ich sie nach ...«

»Unbekannt?«, wiederholte er fassungslos. Ich wappnete mich gegen einen Vortrag – der nicht kam. Wir hatten die Aufmerksamkeit einiger Mitpassagiere erregt (Dougs argwöhnische Blicke hatten mich gewarnt), und als wir in unsere Station einführen, verstummte er.

Sein Schweigen war allerdings nicht angenehm; ein sanfter Tadel hätte mich weniger außer Fassung gebracht. Es bedeutete, dass er sich wirklich Sorgen machte, was mir wiederum Sorgen machte. Glaubte er wirklich, dass ich Sachen vergaß, meinen Scharfsinn verlor? Das war keine schöne Vorstellung. Ich musste daran denken, wie ich früher Freunde damit aufgezogen hatte, wenn sie abhängig vom Wort austausch waren.\* Halb hoffte ich, dass Doug mir spä-

---

\* »Könntest du mir bitte ... äh ... das ... geben«, ein typischer Satz von Ramona, die dabei wild gestikuliert. »Meinst du etwa ›Gabel?«, neckte ich sie, wenn ich ihr das Gewünschte gab. Nervös seufzend sagte sie dann: »Nur ... mein Mem.« Doch irgendwann bemerkte ich es auch bei mir. Ich begann mich darauf zu verlassen, dass mein Mem erkannte, wenn mir ein Wort fehlte, und es mir einblendete, oder eine Bedeutung, die ich »vorübergehend« vergessen hatte – beim Lesen, Schreiben, Zuhören, Sprechen –, und oft merkte ich nicht einmal, dass ich mich in den Wort austausch eingeloggt hatte.

ter am Abend noch ins Gewissen reden würde oder nächste Woche in der Arbeit. Doch wir steckten mitten in den Vorbereitungen für die Veröffentlichung der dritten Auflage. Er sprach danach nicht mehr mit mir darüber. Und schließlich gar nicht mehr.

Doch das war nicht das endgültige Ende unseres Gesprächs. »Nur eine Sache noch«, sagte er stirnrunzelnd. »Es wird dir nicht gefallen.« Vorsichtig, heimlich geradezu, nahm er zwei kleine Döschen aus seiner Aktentasche, in denen sich Tabletten befanden. Die Aufschrift konnte ich nicht lesen, und er drückte sie mir so drängend in die Hand, dass ich sie einfach nur entgegennahm.

»Du wirst sie nie brauchen«, fuhr er fort. »Aber es ist gut, sie zu haben. Sie sind schon einige Jahre abgelaufen, aber das sollte keine Rolle spielen.«

»Und *wofür* werde ich sie nie brauchen?«, fragte ich verstört. »Machen sie mich größer oder kleiner?«

»Weder noch, hoffe ich«, erwiderte Doug müde. »Aber es geht *mir* besser, wenn ich weiß, dass du sie hast. Und falls du dich krank fühlen – was *extrem* unwahrscheinlich ist – oder das Gefühl haben solltest, dass irgendetwas ... ganz und gar nicht in Ordnung ist, du müde oder verwirrt bist, du unter Muskelschmerzen oder Fieber leidest oder auch unter leichten Halluzinationen, und vor allem, wenn du nicht mehr deutlich sprechen können solltest oder dir wirklich schwere Kopfschmerzen zu schaffen machen, dann nimm diese Tabletten innerhalb von achtundvierzig Stunden. Je schneller, desto besser. Dann sollte es dir besser gehen. Ich gebe dir zwei Packungen, nur für den Fall.«

»Welchen Fall?«, fragte ich immer besorgter. Dougs Verhalten war jetzt wirklich nicht mehr normal. (Obwohl nicht ganz ohne Vorgeschichte: Alle paar Jahre drängte er mir

Schachteln mit alten Grippemedikamenten auf. Weshalb auch dieser Vorfall meine Alarmglocken nicht so laut läuten ließ, wie es nötig gewesen wäre. Auch wenn das im Nachhinein kaum nachvollziehbar ist.)

Doch ich schweife ab. Was ich eigentlich sagen wollte, ist: Wir (er) hatten uns auf Alice geeinigt,\* und ich hatte die Unterhaltung auf dem mentalen Regalbrett abgelegt, auf dem ich gewisse Doug-Geschichten verwahrte.\*\* Dann vergaß ich das Ganze irgendwie – bis zum darauffolgenden Freitag, als ich allein in seinem Büro stand und panisch auf sein Telefon starrte.

Hastig scrollte ich durch die verpassten Anrufe und schrieb Phineas Thwaites Nummer auf die Rückseite seiner Nachricht. Dann entriegelte ich die Tür so leise wie möglich und spähte hinaus in den dunklen Flur. Ich musste meine ganze Willenskraft aufwenden, um nicht einfach loszurennen. Ich zwang mich, leise aufzutreten, wobei ich das Rascheln meines Mantels verfluchte. Ich konnte kaum atmen.

Als ich mich dem Aufzug näherte, kam ich an Barts Büro vorbei und beschloss, fast wie ein nachträglicher Einfall, ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Seine Tür stand offen, und ich schaltete kein Licht ein. Ich wollte nur schnell hinein- und wieder hinaushuschen, zum Aufzug eilen und auf den

---

\* Spitznamen, sollte ich hinzufügen, waren typisch für Doug. Als Kind hieß ich Apple und Aps, Pin, Needle und Nins. Vera war Veils, Vittles, Nibbles und tausend andere Dinge. Barts richtiger Name war nicht Bartleby, das war nur eine Melville-Referenz. Doch den Namen Alice hatte Doug mir ohne seine übliche Überschwänglichkeit gegeben.

\*\* Normalerweise hätte ich sie mit Querverweisen auf die Unterkategorien »U-Bahn«, »Alice« und »verrückt« versehen.

Knopf hämmern, hinunter zu Rodney in die Eingangshalle. Zu Dougs Apartment fahren und die Polizei rufen, wenn er nicht dort war. Doch dann blieb ich abrupt im Türrahmen stehen.

Unter Barts Schreibtisch ragte ein dünnes Paar Beine hervor.

**B**artleby 1: ein Berufsschreiber; 2a: ein Mann mit vielen Freunden und oberflächlichen Bekannten: BART; 2b *umg*: Mittelpunkt einer Party <hier kommt ~, der Mittelpunkt der Party>; jemand, der niemals einsam ist, vor allem nicht an einem Freitagabend

## Freitag, 16. November

Ist Ihnen das schon mal passiert? Sie machen ein Nickerchen. Vielleicht träumen Sie von jemandem, den Sie kennen, und vielleicht wollen Sie da jetzt auch gar nicht so sehr ins Detail gehen, aber sagen wir, es ist ein sehr angenehmer Traum, sehr lebhaft, den man gerne noch eine Weile weiterträumen würde. Doch gerade am schönsten Punkt (hoffentlich hat man keine verräterischen Geräusche von sich gegeben) werden Sie von etwas geweckt, das sich als Frauenschreie herausstellt. Danach – oder fast zur selben Zeit – vergessen Sie irgendwie, wo Sie geschlafen haben, nämlich unter Ihrem Schreibtisch, und wenn Sie dann versuchen, sich schnell aufzurichten, stoßen Sie sich Ihre (zugegeben breite) Stirn so hart an, dass – während Sie noch halb schlafen – Sie sich eine halbe Gehirnerschütterung zuziehen, und die Schreie scheinen nie wieder aufzuhören, wie der Gesang einer Sirene, bis Sie eine Apotheose erreichen, und erst als es Ihnen gelungen ist, sich verletzt und halb panisch von Ihrem

Schreibtisch zu befreien (vielleicht mit den Resten einer Erektion), erkennen Sie, dass die Person, die da im Dunkeln steht, der Star Ihres einst sehr erfreulichen und jetzt abrupt unterbrochenen Traumes ist.

»Was zur Hölle, Bart?«, sagt sie, als sie Sie sieht, was irgendwie ein wenig unfair ist in Anbetracht der Umstände.

Ihnen fällt auf, was sie trägt, weil es Ihnen immer auffällt. Heute ist ihre Kleiderwahl leider recht voluminös: sackartige rote Hosen – Schlafanzughosen? – und ein olivgrüner Mantel mit wilden Mustern, die ihre Figur vollkommen unkenntlich machen. Ihr Haar wirkt ungewaschen, auch wenn hier ein Esel den anderen ein Langohr schimpft, und sie scheint zwei verschiedene Schuhe anzuhaben. Diese Veränderung in ihrem Verhalten ist recht neu; man könnte sie mit dem Tag in Verbindung bringen, an dem Max aus ihrem Miniapartment in Hell's Kitchen auszog. (Ein beklagenswert angemessenes Viertel für Max, weniger jedoch für diesen vielseitigen Seraph.)

Nicht dass Ihr Herz nicht jedes Mal einen Sprung macht, wenn sie an Ihrer offenen Bürotür vorbeigeht. Und dass allein schon das weiche Klappern ihrer Clogs auf dem Flur Ihr Blut zum Sieden bringt, wenn Sie doch einmal Ihre Bürotür geschlossen haben, um sich besser konzentrieren zu können. Ihre angeborene Ruhelosigkeit treibt sie Gott sei Dank mehrmals in der Stunde von ihrem Schreibtisch weg – um nach Doug zu schauen (und sich auf dem Rückweg mit jemandem zu unterhalten, meistens Svetlana oder Frank), um sich in der Küche eine ihrer unzähligen Tassen Tee zu holen (und danach die Toilette aufzusuchen) und öfter, als man es sich vorstellen kann, heimlich in die Kantine zu gehen, um sich Süßigkeiten zu kaufen.

In dem Monat, seit Max sie verlassen hat, hat sich ihre



Ruhelosigkeit jedoch verändert. Seither sieht man sie manchmal langsamer werden und plötzlich verwundert auf dem Flur stehen bleiben. Sie schüttelt dann den Kopf, als ob sie falsch gegangen wäre, dreht sich um und geht zurück – nur um manchmal wenige Minuten später wieder zurückzulaufen und sich dabei zu verfluchen, das Gesicht vor Enttäuschung verzogen.

Und was für ein Gesicht. Ein Gesicht, das (wenn der Gedanke nicht so chauvinistisch wäre) von sterblichen Enttäuschungen verschont bleiben sollte. Die Art Gesicht, das leicht zu der Beschreibung verleitet, »strahlend, präraphaelitischer Anziehungspunkt« (was Sie vielleicht auf einem der vorherigen Seiten dieses Journals getan haben). Es besitzt eine Art grundlegende »Malen nach Zahlen«-Schönheit. Man hört geradezu, wie irgendwelche Teenie-Blogs, die man manchmal wegen Neologismen lesen muss, es beschreiben würden: die »perfekte Herzform«, der »satte goldene Teint« und die hohen »Apfelwangen«, die riesigen »meergrünen« Augen, die gerade, schlanke Nase, das pointierte Kinn, Lippen so voll, dass sie in einer Werbung für Luftdruckmesser auftreten könnten, und das lange blonde Haar, das alles »überstrahlt« und die ganze Erscheinung beinahe zu einfacher, puppenhafter Konvention erniedrigt. Doch sie wird glücklicherweise von kleinen Fehlern gerettet, zum Beispiel ihren leicht schiefen Vorderzähnen, ihren ungewöhnlich dunklen Brauen, die den Betrachter zu Fragen nach ihrer natürlichen Haarfarbe veranlassen (das man schon braun, schwarz, platinblond, rot und einmal auch blau gesehen hat), ihr seltsam verkrampftes Lächeln, dessen Angespanntheit irgendwie von einem faltenähnlichen und asymmetrischen Grübchen betont wird, und besonders das kleine, erdbeerförmige braun-rosa Muttermal auf ihrer linken Wange. Es



Alena Graedon

**Das letzte Wort**

Roman

diezukunft.de-Edition

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 576 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31558-7

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2016

Die nahe Zukunft: Bücher, Zeitungen und Zeitschriften sind so gut wie ausgestorben – die Smartphones, genannt Mems, übernehmen für die Menschen jegliche Form der Kommunikation. Als Synchronic Inc., ein riesiger Computerkonzern, mittels einer Wörter- App die Sprache selbst monopolisieren will, kommt es zur globalen Katastrophe: Die App setzt einen Virus frei, der den Menschen das Sprachvermögen raubt – völliges Verstummen und im schlimmsten Fall der Tod sind die Folge. Einzig ein Geheimbund aus Linguisten und Lexikografen versucht, Synchronic Inc. aufzuhalten.



[Der Titel im Katalog](#)